



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Unsere Schulkinder.

Er nahm es rasch und begann zu lesen: „M—o—si i—st au—ch Christ“... (Ich gebe natürlich seine Worte gleich in der deutschen Uebersetzung). Es ging langsam, sehr langsam; doch ich übte Geduld. Uebrigens brauchte ich diesmal doch nicht so lange zu warten, wie zuvor, beim Schreiben des Briefes, denn das Ende kam schneller, als ich ahnte. Mofi ist nämlich bei der verhängnisvollen Stelle angekommen, wo ich selber stecken geblieben war. Er glöht eine Weile die sonderbaren Zeichen an, die er aufs Papier getriehelt und bricht dann lachend in die Worte aus: „Umfundisi, ich kann es selber nicht mehr lesen!“ — Tableau!

Den Zweck meines Besuches hatte ich übrigens erreicht. Am genannten Festtag glänzte nämlich unter den Ehrengästen auch Mofi, der schwarze Schreibkünstler.

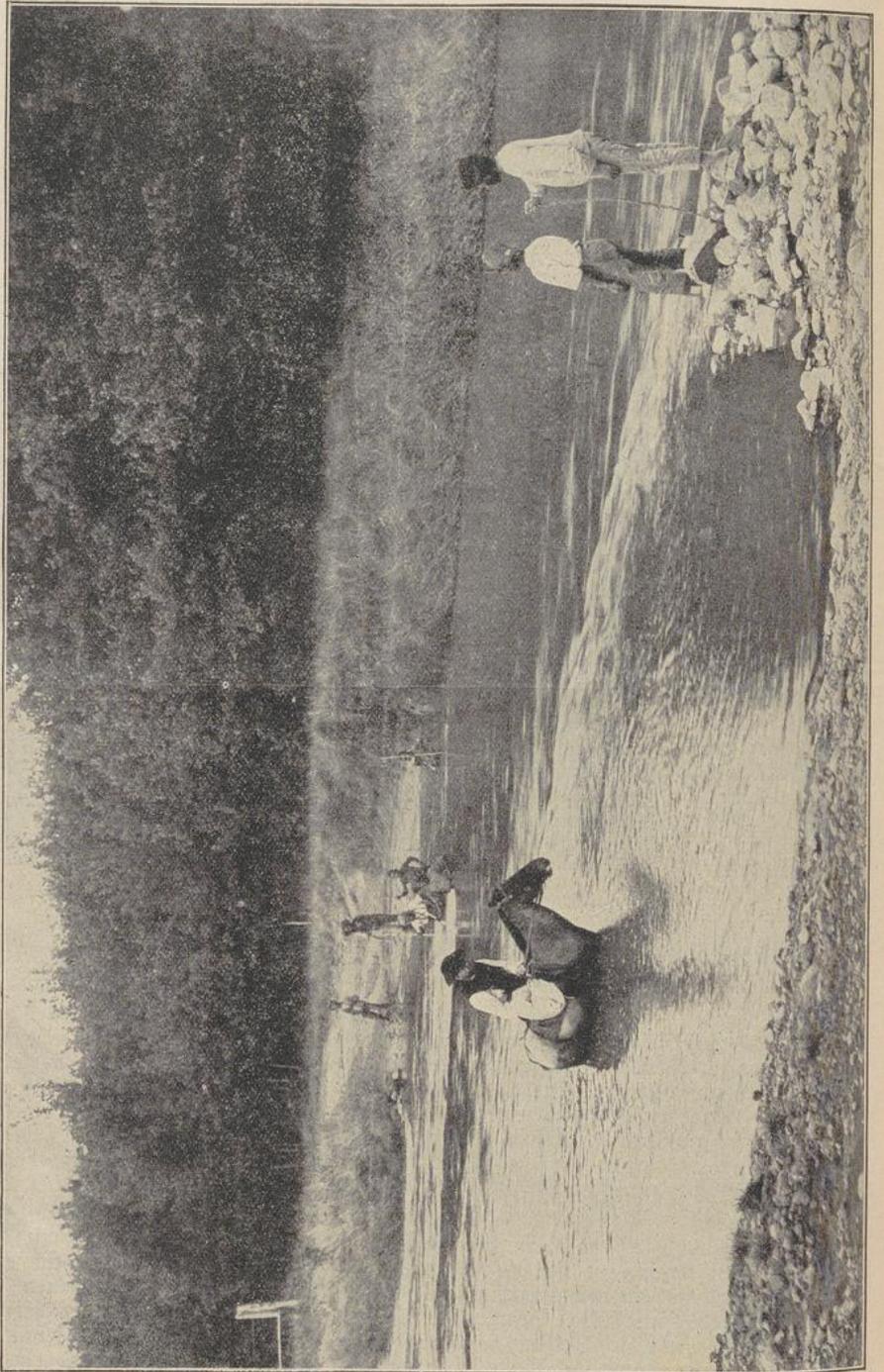
Unsere Schulkinder.

Von Schw. M. Capistrano, C. P. S.

Himmelberg. — Will in hiesiger Gegend ein Kind den heimatlichen Kraal verlassen, um in unsere Missionschule zu gehen, so muß es das in der Regel heimlich tun, denn die heidnischen Eltern sind meist entschieden dagegen. Gelingt dem Kinde auch die Flucht, so ist es noch keineswegs frei von Belästigung mannig-

facher Art seitens der erzürnten Anverwandten. Denn da kommt bald das eine, bald das andere und fordert stürmisch das Kind zurück. Nicht selten wendet sich der Vater an die Polizei und droht dem entlaufenen Knaben oder Mädchen mit

den härtesten Strafen, falls es sich weigert, in den elterlichen Kraal zurückzukehren. Die Kinder selber aber zeigen in solchen Fällen meist eine bewundernswerte Stärke und Festigkeit.



Hochw. P. Sirtus durchreitet einen Stuf.

So hatten wir da einmal einen zwölfjährigen Knaben, der sich, obwohl klein von Gestalt, dennoch als wahrer Held erwies. Voll Eifer, bei uns im christlichen Glauben unterrichtet zu werden, flopfte er eines Tages an unserer Schultüre an und bat um

Aufnahme. Sie ward ihm gewährt, doch wenige Tage darauf kam schon die Polizei, um ihn im Auftrage des Vaters wieder zurückzufordern. Notgedrungen gab der Kleine nach und ging in Begleitung des Polizisten heim, doch ein paar Tage darauf war er schon wieder hier. Der Polizist erschien abermals; der Knabe ging heim, kehrte aber ebenso prompt wieder zurück.

Von da an wurde er vorsichtig; beständig war er auf der Hut und hielt fleißig Ausschau, ob nicht wieder so ein Polizist daherkomme. Richtig kam kurz darauf der Vater mit der Polizei, seinen „widerpenstigen“ Jungen zu holen. Dieser aber hatte den Feind schon von ferne erspäht und ergriff eiligst die Flucht. Doch gerade wie er um die Ecke bog, traf ihn noch des Vaters Blick. Dieser erkannte ihn

liche Natur verlangt nach einer geziemenden Abwechslung.

Die Knaben entschädigen sich einigermaßen dafür durch die sonntägliche Mäusejagd. Mit zwei bis drei Stöcken bewaffnet, ziehen sie aus und nehmen dabei in der Regel auch unsern großen Haushund mit, der ihnen bei dem famosen Geschäft vortreffliche Dienste leistet. In der Regel kehren sie mit reicher Beute beladen unter Sang und Klang zurück, und alles rüstet sich zum Festmahl. Im Freien wird ein lustiges Feuerchen angemacht; die Tierchen werden ihrer zierlichen Pelzchen beraubt, auf die glühenden Kohlen gelegt, und bald ist der köstliche Braten fertig. Groß und klein setzt sich zusammen und beginnt in friedlicher Tafelrunde zu schmausen.



Schulkinder.

sofort und setzte ihm eiligst nach, desgleichen der Polizist. Nun begann ein wildes Rennen und Hetzen an den Schwesterwohnungen vorbei, mitten durch den Weinberg hindurch und von da in den nahen Wald. Es war, als ob zwei wütende Jagdhunde einem armen, abgehetzten Reh nachspürten. Zum Glück erreichten sie den guten Knaben nicht; letzterem gelang es vielmehr, sich in einem dichten Gebüsch zu verstecken.

Seitdem kam der Vater nicht mehr, sein Kind zu holen. Der tapfere Junge hatte also gesiegt. Er hängt voll Liebe an seinen Vorgesetzten und ist recht eifrig in der Schule, sodaß wir mit Grund hoffen dürfen, es werde einst ein recht braver, pflichttreuer Christ aus ihm werden.

Ein anderes Opfer, das die Kinder hier bringen müssen, ist große Einformigkeit in der Kost. Unsere Station ist arm und kann ihnen daher nicht die Abwechslung im Essen bieten, die sie im elterlichen Kraale fanden. Jahraus, jahrein müssen sie sich mit ihrem ipalitshi (Maisbrot) begnügen, und das ist auf die Dauer in der Tat ein Opfer, denn die mensch-

Auch geröstete Heuschrecken werden von ihnen mit Vorliebe verzehrt. Zur Sommerszeit kommt nicht selten ein großer Schwarm dahergeslogen und läßt sich auf unseren Gärten und Feldern nieder. Da gibt's dann für die liebe Jugend einen guten Tag. In Massen werden sie von den Kindern gefangen, gebraten und mit Appetit verzehrt. Wenn sie in der Katechese vom strengen Bußleben des Täufers in der Wüste hören, der von Heuschrecken und wildem Honig lebte, schütteln sie ungläubig die Köpfe. Solche Kost, so meinen sie, ließen sie sich schon auch gefallen; das sei ja fast das Beste, was es gebe, und jedenfalls hundertmal besser, als der ewige Maisbrot.

Wie aber, wenn selbst dieser Maisbrot nicht mehr zu haben ist? Hier, in Himmelberg, trifft dies öfters zu. So ist z. B. gerade heuer die Maisernte sehr mißraten. Da heißt es nun entweder Essen kaufen für unsere hungrigen Kinder, oder sie ins Heidentum zurückschicken. Welcher Missionär könnte letzteres übers Herz bringen? Steht da so ein armes, krausköpfiges Kaffernbüßchen vor der Türe und bittet um Aufnahme. Nach langem innerem Kampfe hat er

das elterliche Heim, an dem er von Natur aus sehr innig hängt, heimlich verlassen, ist in banger Angst, von den Angehörigen wieder eingefangen zu werden, schweißtriefend über Berg und Tal gelaufen, und steht nun endlich, das kleine Herzchen voll von Hoffnungen vor unserer Türe. . . . Wie, sollen wir ihm nun kurzer Hand bedeuten: „Kind, wir haben für dich kein Essen; geh' nur in den heidnischen Kraal zurück, aus dem du gekommen!“ — Nein, eine solche Sprache führen wir nicht, da wollten wir schon lieber selber hungern. Wie würde sich auch dies mit den Worten unseres lieben Heilandes vereinigen lassen: „Wer ein Kind in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf?“

Gewiß, am guten Willen fehlt's uns sicher nicht, wohl aber vielfach an den Mitteln, um allen genügend zu helfen. Bis diese Zeilen in die Hände unserer geehrten Leser kommen, ist Weihnachten nicht mehr allzu ferne. Weihnachten ist der Tag, wo auch hier in Afrika die lieben Kleinen mit irgendeiner Christgabe beschenkt werden. Wer will uns nun helfen, daß wir hier in Himmelberg wenigstens ein fröhliches Christfest zusammen feiern können?

O, wenn ihr sehen könntet, wie die Herzen dieser schwarzen Kleinen, die in Christo doch auch eure Geschwisterchen sind, vor Freude aufjubeln, wenn das liebe Christkind sie mit einer Gabe bedenkt! Wie artig knien sie vor der Krippe nieder, falten ihre schwarzbraunen Händchen und beten für ihre guten Wohltäter, drüben über dem großen Weltmeer. Die hl. Schrift sagt: „Das Gebet der Kleinen dringt durch die Wolken“, und sicherlich wird auch das Gebet dieser armen Kaffernkinder hundertfachen Gottessegens herabrufen auf alle jene, die ihnen Gutes getan.

Wer will nun unsere Kinder in Himmelberg mit einer kleinen Weihnachtsgabe beschenken? Herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ zum voraus für jede, auch die kleinste Gabe! —

Maria Ratschitz.

Am 3. Februar l. Js. starb in Maria-Ratschitz in Böhmen der Dekonom Herr Leonhard Tils, einer der größten Wohltäter der Mariannhiller Mission. Herr L. Tils hatte nämlich auf Anregung seines Pfarrherrn, des Hochw. P. Julius Schrötter, Konventual des berühmten Zisterzienserklosters Osseg in Böhmen, in Verein mit seiner Schwägerin Anna Dietrich durch die Spendung einer sehr ansehnlichen Geldsumme den Grund gelegt zu unserer Missionsstation Maria-Ratschitz in Natal.

Die genannte Station trug anfangs den Namen „Josefsheim“, wurde aber am 26. November 1890 auf speziellen Wunsch der erwähnten Wohltäter auf den Namen Maria-Ratschitz umgetauft; und wie in Maria-Ratschitz in Böhmen, so sollte auch auf unserer gleichnamigen Missionsstation die Mater dolorosa, die schmerzhafteste Mutter, die besondere Schutzpatronin der dortigen Kirche sein.

Mariannhill vergißt seine edlen Wohltäter nicht. Kaum gelangte die Kunde vom seligen Hinscheiden des Herrn Dekonomens Leonhard Tils hieher, so wurde sofort sowohl in der Kollegiatkirche in Mariannhill, wie auf der Missionsstation Maria-Ratschitz für dessen Seelenruhe ein feierliches Totenamt abgehalten, und wurden unsere schwarzen Schulkinder angehalten,

fleißig für ihren großen Wohltäter zu beten. Den vollen Lohn aber wird dem Dahingeshiedenen sicherlich Gott selber ausbezahlt haben, er, der selbst den Trunk frischen Wassers, in Liebe gereicht, nicht unbelohnt läßt.

Herr Leonard Tils, unser edler Wohltäter, konnte sich auf dem Sterbebette mit dem erhebenden Gedanken trösten: „Ich habe im fernen Afrika eine große Missionsstation gegründet. Seit zwei Jahrzehnten wird jetzt dort Tag für Tag die hl. Messe gelesen (meist von zwei, zuweilen von drei Priestern), täglich gehen dort fromme Ordensbrüder und Missionschwwestern zur hl. Kommunion, und mit ihnen vereinigt sich zum Lobe Gottes eine große Schar schwarzer Schulkinder und sonstiger Neubekehrter. Viele Hunderte sind daselbst schon für den hl. katholischen Glauben gewonnen worden; rings um die Station befinden sich in weitem Umkreis verschiedene Katecheseinstellen und Tageschulen, überall wird die christliche Lehre verkündet und werden die hl. Sakramente an die schwarzen Eingeborenen gependet. — Das schöne Werk wächst von Tag zu Tag und breitet sich in stets neue Missionsbezirke aus, und wird, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, fortbestehen auch für die ferne Zukunft, und wird auf die Weise in leiblicher wie geistiger Beziehung eine Segensquelle ersten Ranges sein für Hunderte und Tausende!“

Selig, wer auf dem Sterbebette mit solchen Gedanken sich trösten kann. Auf ihn finden buchstäblich Anwendung die Worte der hl. Schrift: „Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ (ApoK. 14, 13.).

Maria-Ratschitz, etwa 17 engl. Meilen von dem im Burenkrieg so heiß umstrittenen Ladysmith entfernt, wurde, wie oben angedeutet, im Jahre 1890 gegründet. Anfangs wohnten die Trappisten auf der Farm eines gebildeten Kaffern, namens William Afrika, welcher letzterer auch den ersten Anstoß dazu gab, daß Abt Franz den Plan faßte, in dortiger Gegend eine Missionsstation zu gründen. Erst später, nämlich im August 1892, siedelten sie auf die eigene, am Fuße des Platikulu (großen Waldes) gelegene Farm über.

Das Missionswerk nimmt einen recht erfreulichen Fortgang. Die Zahl der Getauften betrug Mitte Mai l. Js. 1345, die der christlichen Verstorbenen 252; die Knabenschule zählt gegenwärtig 50 Kinder, die Mädchenschule über 70. Etwa eine halbe Stunde von der Station entfernt steht, noch auf dem Grund der eigenen Farm, eine Missionskapelle, die zugleich als Tagesschule dient. Die Zahl der Kinder ist gegenwärtig 58; jede Woche einmal wird dort die heilige Messe gelesen.

Eine andere Katecheseinstelle, Ingagane mit Namen, ist 33 engl. Meilen von Maria-Ratschitz entfernt. Im Laufe des letzten Jahres wurde daselbst aus Rajen eine kleine Kapelle aufgeführt, die etwa 100 Personen faßt. Getaufte zählt man etwa 90 daselbst, dazu kommt noch eine Menge von Kindern und Katechumenen. „Nur schade“, schreibt der Hochw. P. Cyprian Ballweg, der derzeitige Rektor von Maria-Ratschitz, „daß es uns unmöglich ist, eine eigene Station daselbst zu gründen; ein eifriger Missionär könnte da Leute genug bekommen. Ingagane selbst ist wieder von einem förmlichen Kranze von Kate-